

Familie leben, Kirche gestalten, diakonisch handeln: Was zukünftig weiter bedacht werden sollte

Eine vorläufige Zusammenstellung ausgewählter Themenfelder¹

Von Prof. Dr. Michael Domsgen, Institut für Praktische Theologie und Religionspädagogik, Direktor der Forschungsstelle für religiöse Kommunikation und Lernprozesse, Theologische Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Berlin, Evangelische Bildungsstätte Schwanenwerder, 25. 9. 2019

Auf der Tagungseinladung standen viele Fragen.² Sie alle verbindet eine gemeinsame Blickrichtung: Es wird von der Familie her gedacht und bei ihr angesetzt.

Die Tagungsstruktur hat das in der Logik des Wahrnehmens, Urteilens und Handelns aufgenommen, indem sie empirische Perspektiven zur Familie an den Anfang gesetzt, danach eine systematisch-theologische Vergewisserung eingeplant hat, um abschließend handlungsorientierende Impulse geben zu können.

In alledem gibt es jedoch auch einen Subtext, der immer wieder hervortrat, allerdings nicht ausdrücklich und grundlegend thematisiert wurde. Er betrifft die unterschiedlichen Schwerpunkte und Binnenlogiken, die mit Kirche und Diakonie verbunden sind. Denn Kirche und Diakonie gehören zwar irgendwie zusammen, lassen sich aber nicht einfach in eins setzen. Dafür sind schon die strukturellen Voraussetzungen – allen voran die mit der Finanzierung verbundenen Logiken – zu divers.

Im gemeinsamen Bemühen von Kirche und Diakonie, sich auf Familien einzulassen und von ihnen her zu denken, sollte das im Blick sein. Es ist nicht dasselbe, wenn Kirche und Diakonie bei der Familie anzusetzen versuchen, weil unterschiedliche Interessen, Profile und Zielvorstellungen dabei im Raum stehen.

Vor diesem Hintergrund will ich auf 7 ausgewählte Aspekte hinweisen, die bei der Familienthematik als grundlegende Herausforderungen im Raum stehen und zukünftig intensiver reflektiert werden sollten. Dabei beginne ich mit dem eben kurz skizzierten Themenfeld.

1. Die Ausgangslagen in Diakonie und Kirche sind unterschiedlich. Einige wenige Stichworte sollen zur Illustration genügen: Diakonie muss die Kontakte zu Familien nicht erst werbend herstellen. Die Arbeitsfelder funktionieren. Allerdings hat man

dabei hauptsächlich mit den überlasteten Familien zu tun. Aufgrund der Finanzierung arbeitet Diakonie möglichst passgenau mit staatlichen Vorgaben und macht das, was in den Förderrichtlinien verlangt wird. Die Politik hat hier klare Erwartungen. Sie honoriert die vielfältigen Kontaktstellen in den diakonischen Arbeitsbereichen. Sie honoriert das Mitdenken bei familienpolitischen Entscheidungen, allerdings in aller Regel (nur) so weit, wie sie sich im Rahmen der Vorgaben bewegen bzw. daran irgendwie anknüpfbar sind. Der Profilmfaktor »evangelisch« wird in Kauf genommen, solange er auf dieser Linie eingetragen werden kann. Eine evangelische Familienarbeit wird hier immer auch kritisch nach dem zu Grunde gelegten Familienbegriff fragen müssen. Gegenwärtig zeigt sich im familienpolitischen Diskurs eine starke ökonomische Ausrichtung. Familienpolitik ist eben auch Teil der marktwirtschaftlichen Gesamtausrichtung unserer Gesellschaft. Das wird man immer auch kritisch zu beleuchten haben. Es reicht also nicht, im diakonischen Geschäft einfach Förderrichtlinien zur Finanzierung von Aufgabenbereichen umzusetzen. Vielmehr sind immer auch deren Gehalte kritisch gegenzulesen und – wenn nötig – aus evangelischer Perspektive kritisch zu hinterfragen.

Bei den Kirchen (vor allem in Gestalt der Kirchengemeinden) stellen sich andere Herausforderungen. Die verfasste Kirche taucht im familienpolitischen Radar kaum auf. Das liegt zum einen daran, dass es bei den regionalen Bündnissen tatsächlich viele Gemeinden gibt, die das nicht oder kaum interessiert, ist aber zum anderen auch dem geschuldet, dass Kirchengemeinden eher im Bildungsbereich engagiert sind und dabei nicht vorwiegend oder gar zentral die Familien mit kleinem Einkommen im Blick haben, die wiederum familienpolitisch im Fokus stehen.

Dazu kommt, dass Diakonie sich gegenwärtig in der Summe keine übermäßig großen Sorgen um ihre Finanzierung machen muss. Zwar gibt es deutliche Unterschiede in den einzelnen Bereichen (nicht zuletzt die Familienbildung hat es oft nicht leicht, ausreichend Gelder zu bekommen), aber insgesamt gesehen ist es immer noch so, dass sich

auch die in den eher schwierig zu finanzierenden Handlungsfeldern durch eine kluge Mischfinanzierung aufrechterhalten lassen. Bei den Kirchen sieht das anders aus. Vielen Kirchengemeinden steht das Wasser bis zum Hals. Stellenpläne sehen massive Kürzungen vor. Die Familienarbeit hat hier oftmals nicht die besten Karten. Daraus ergibt sich ein gewisses Ungleichgewicht in der Herangehensweise an die eingangs gestellten Fragen. Denn, wenn die eigene Existenz bedroht zu sein scheint, werden alle anderen Aspekte dieser Herausforderung untergeordnet. Alles wird auf die Stabilisierung der fragil gewordenen Verhältnisse hin ausgerichtet. Das ist ein verständlicher, mit Blick auf die Familie jedoch problematischer Zuschnitt.

2. Vom Grundsatz her ist festzuhalten: Familie darf weder institutionell noch sonst irgendwie funktionalisiert werden. Sie ist vielmehr in ihrem Eigenwert zu würdigen und wahrzunehmen.

Eine solche Ausgangslage fordert zu grundlegendem Nachdenken heraus. Diakonie und Kirche sind gleichermaßen herausgefordert, ihr Agieren mit Blick auf Familien umfassend und selbstkritisch zu reflektieren. Dazu gehören mindestens drei grundlegende Vergewisserungen: 1. Warum wenden wir uns eigentlich Familien zu? 2. Welche Entwicklungen lassen sich im familialen Bereich beobachten? 3. Was heißt das für unser jeweiliges Agieren?

Was die erste Frage betrifft, so zeigen sich unterschiedliche Dringlichkeiten und Kontexte in Diakonie und Kirche. Die Diakonie kann sich über eine mangelnde Nutzung ihrer entsprechenden Angebote nicht beklagen: Die Familienberatungsstellen beispielsweise sind voll. Es geht hier eher um die grundlegende Frage, wie man das, was man ohnehin macht, auch theologisch rückbinden kann. Dabei steht man vor der Frage: Wie können wir im Konzert der unterschiedlichen Anbieter unser Profil zeigen?

In den Kirchen gibt es in vielen Bereichen auch ein funktionierendes Miteinander mit Familien. Allerdings spüren die hier Verantwortlichen oft nicht die Wertschätzung, die sie sich für ihre Arbeit wünschen und die ihnen auch zustehen würde. Familienarbeit, das scheint eher etwas Additives zu sein, etwas, was man im Notfall auch lassen kann, weil es mit dem Eigentlichen nicht unbedingt etwas zu tun zu haben scheint. Ich übertreibe hier etwas, denke aber, dass die Grundlinie stimmt. Begrifflich äußert sich das dann in der Rede von den Kernaufgaben. Die Familie scheint hier dann nicht mehr dazuzugehören.

3. Seit einiger Zeit gibt es nun ein kirchliches Familienwachen. Dabei gilt das, was immer gilt: Solange etwas problemlos funktioniert, braucht man es nicht eigens zu bedenken und theoretisch zu durchdringen. Erst wenn Selbstverständlichkeiten verschwinden, steht die Herausforderung zur bewussten Reflexion und der Herausbildung eigener Theoreme. Genau das merken die Kirchen seit einiger Zeit. Die Koordinaten haben sich verschoben und verschieben sich weiter. Ein insgesamt gesehen gängiges Zusammenspiel von Kirche und Familie hat sich geändert. Vieles funktioniert nicht mehr so wie früher.

Kirchlichkeit ist vor allem Kasualkirchlichkeit. Die wiederum ist ganz stark familial bestimmt, sowohl von den Anlässen als auch von der Gruppe der Feiernden her. Gerade bei den Kasualien zeigen sich nun auffällige und schmerzhaft Änderungen, und zwar auf der ganzen Linie. Bei der Trauung tritt das schon am längsten und deutlichsten zutage. Hier ist es zu einem massiven Rückgang gekommen. Allerdings stört das die Kirchen nicht so sehr, weil damit das Mitgliedschaftsverhalten kaum oder gar nicht berührt wird. Anders ist das bei der Taufe. Hier zeigen sich auch deutliche Rückgänge. Das trifft den Nerv. Nun könnte man hoffen, hier über die Konfirmation »nachsteuern« zu können, indem man Jugendliche tauft. Lange Zeit sah es so aus, dass das gelingen könnte. Die Konfirmationszahlen blieben stabil. Aber auch das ändert sich nun. Die jüngsten Entwicklungen belegen auch hier Rückgänge. Bleibt noch der Tod als letzte Bastion. Aber auch da zeigen sich massive Änderungen. Von einer Selbstverständlichkeit der kirchlichen Bestattung kann keine Rede mehr sein. Ich spitze hier etwas zu. An der Grundrichtung ändert das jedoch nichts: Das bisher bewährte Kasualsystem bekommt deutliche Risse. Was die Kirchen hier erleben, lässt sich auch in anderen Feldern aufzeigen. Die Familie tritt nun neu in das Blickfeld. Ohne sie lassen sich beispielsweise Schule und Kita nicht ausreichend gestalten. Die Einzelnen werden stark durch ihr Nahumfeld bestimmt. Will man angemessen agieren, muss man das aufnehmen.

4. Was ist also los mit den Familien? Irgendwie müssen wir uns ihnen zuwenden. Denn ihr Einfluss ist immens. Menschen werden durch ihre Herkunftsfamilien in grundlegender Weise vorstrukturiert und von ihren Zielfamilien bestimmt. Ob man will oder nicht: An der Familie kommt man nicht vorbei. Meine These dazu lautet: Der Blick auf Familien hilft uns, vieles deutlicher zu sehen, was wir vielleicht auch auf anderem Wege erkennen könnten. Und er öffnet unsere Augen für die Lebenswirklichkeiten heutiger Menschen. Dazu gehört

auch, dass ein wachsender Teil keine eigene Zielfamilie mehr gründet und sich andere, familienähnliche Beziehungen im Nahbereich aufbaut. Herkunftsfamilie hat fast jeder, eine Zielfamilie nicht.

5. Unsere Tagung hat nun in dieser Perspektive eine Reihe von anregenden Impulsen gegeben, von denen ich nur auf einige wenige noch einmal hinweisen will. So hat Sabine Walper mit den von ihr benannten Befunden an etwas sehr Grundlegendes erinnert: Familie steht hoch im Kurs. Sie ist allerdings nicht einfach nur da, sondern muss immer wieder neu hergestellt werden, und das in mehrfacher Hinsicht. Zum einen entsteht sie seit der »Pille« selten zufällig. Elternschaft ist verantwortete Elternschaft. Was grundsätzlich zu begrüßen ist, hat auch seine Schattenseiten. Denn eine Gesellschaft braucht Reproduktion. Das betrifft übrigens auch die Kirche. Denn die Erfahrung der Elternschaft geht oft mit einer Intensivierung der eigenen Religiosität einher.

Zum anderen ist Familie nicht einfach nur da. Sie zu gestalten, ist oft anstrengend. Es fordert Eltern teilweise bis zur Überforderung (burn out). Die Familie ist eine permanente Herstellungsleistung. Die Anforderungen dafür sind hoch. Sie steigen mit zunehmender Heterogenität der Partner und abnehmender Prägekraft von Konventionen.

Die gängige Differenzierung zwischen Ehepaarfamilien, nichtehelichen Lebensformen und Alleinerziehenden basiert auf dem Eheparadigma und lässt bereits viel zutage treten. Allerdings ist sie zu ergänzen. Das ist nicht zuletzt deshalb wichtig, um unter der Hand die lange geltende Selbstverständlichkeit im Zusammenhang von Ehe und Familie unreflektiert fortzuschreiben und auf diese Weise eine Art Verfallsgeschichte zu rekonstruieren. Es ist vor allem auch deshalb wichtig, um die vielfältigsten Konstellationen wahrzunehmen, die sich aus interkulturellen, arbeitstechnischen, freizeitlegenden, genderspezifischen und sonstigen Herausforderungen stellen können.

Wie nicht zuletzt meine eigenen Ausführungen gezeigt haben, haben alle diese Aspekte Auswirkungen auf die Gestaltung von Familie. Insofern verwundert es auch nicht, dass beispielsweise Wunschvorstellungen von der Familie als Hort der Kirchlichkeit nicht haltbar sind. Familie ist nicht der Ort, wo das überdauern kann, was in der Gesellschaft an sich brüchig geworden ist. Vielfalt ist mittlerweile auf allen Ebenen nicht nur gesellschaftspolitisch, sondern auch lebensweltlich angekommen. Dazu gehört auch die familiäre Ebene. Familie schwimmt im Strom gesellschaftlicher

Entwicklungen und wird davon beeinflusst. Sie agiert relativ autonom, übernimmt also nicht alles eins zu eins, sondern wählt entsprechend der familialen Binnenlogik aus. Allerdings sind das alles Prozesse. Die familialen Binnenlogiken stehen nicht ein für allemal fest, sondern entstehen immer wieder neu und entwickeln sich weiter. Auf die Familie zu schauen, heißt also, auf die Dynamik von Entwicklungen zu schauen. Der Religionsfaktor ist davon nicht ausgenommen, sondern wird in, mit und unter den Gesamtprozessen geformt und gestaltet.

6. Wie kann das alles theologisch reflektiert und beurteilt werden? Zunächst: Ein Alarmismus wäre fehl am Platze. Hier kann der systemtheoretische Blick helfen, den Georg Raatz entfaltet hat. Er emotionalisiert die Debatte etwas. Er zeigt, dass Familie durch Ausdifferenzierungsprozesse auch Entlastung entfährt und er zeigt, dass sich Familien gegenüber Eingriffen – und seien es noch die edelsten – zurückhaltend verhält. Ihr relativ autonomes Agieren setzt auch allen familienpolitischen und sonstigen Steuerungsversuchen gegenüber Grenzen.

Anregend ist auch der Blick auf die Vielfalt familial anschließbarer Narrationen in der christlichen Tradition, den Cornelia Richter entwickelt hat. Die christliche Religion ist in einem ausgeprägten Maße narrativ. Dabei spielen familiäre Beziehungen eine interessante Rolle.

Das Christentum ist keine Familienreligion im strengen Sinne, bietet aber vielfältige Verknüpfungen in dieser Richtung. Das hängt auch damit zusammen, dass Menschen Beziehungswesen sind und der Gott, an den sie glauben, diese Beziehunghaftigkeit widerspiegelt. Vor diesem Hintergrund lassen sich dogmatische Grundpositionierungen in ein neues Licht stellen, beispielsweise, indem Heilige Familie und Trinitätslehre (als theologische Familiengeschichte) mit elementarer Existentialität ins Verhältnis gesetzt werden und dabei als grundlegende Perspektive deutlich wird, worum es dabei geht: um Ursprung und Herkunft, um gnadenhafte, unbedingte Anerkennung der Person und um begleitete Zukunft.

Familien spiegeln das Aufeinander-Verwiesensein von Menschen (in aller damit verbundenen Ambivalenz) sehr deutlich wider. Sie bieten, wenn es gut läuft (was leider oft nicht die Regel ist!), Menschen einen guten Raum zum Aufwachsen und Leben. Allerdings ist der Mensch bei aller in ihn gelegten Beziehungsorientierung auch ein auf sich selbst bezogenes Wesen (biblisch-theologisch wird das

mit dem Begriff der Sünde markiert). Er braucht deshalb immer wieder Neueinsätze, Korrekturen und orientierende Impulse.

Theologisch kann die Familie in ihrer grundlegenden Funktion nur bejaht werden, ohne sie allerdings in eine bestimmte Form pressen zu dürfen. Der Blick sollte vielmehr auf der Beziehungsqualität liegen, auf der Gestaltung der familialen Beziehungen. Das ist ein immerwährender, nie gänzlich abgeschlossener Prozess, der durchgängig der Ermutigung und Unterstützung bedarf. Darin eingeschlossen sollte auch das Nachdenken über damit verbundene strukturelle Fragen sein.

7. Damit sind wir bei der Frage der Handlungsorientierung. Thomas Schlag und Sebastian Oehme haben hier interessante Impulse gegeben. Mit Blick auf das Familienthema scheint mir für verfasste Kirche wie Diakonie gleichermaßen der Ansatz im Feld einer öffentlichen Kirche im Rahmen einer öffentlichen Theologie viel Potenzial zu bieten. Damit rücken die Fragen der Lebensdienlichkeit, der Relevanz, der Resonanz und der Reziprozität des Evangeliums in das Zentrum. Kirchliche und diakonische Angebote sind im Netz des gelebten Sozialraums zu verorten und von dort her zu verstehen. Das korrespondiert mit bestimmten (individuellen, professionellen und strukturellen) Haltungen, mit denen die Akteure unterwegs sind.

Theologisch stellt sich damit die zentrale Herausforderung nach lebhaften Formen des Christseins. Diakonie und Kirche haben dafür gleichermaßen Impulse zu geben, die als komplementär verstanden werden können. Dabei ist völlig klar, dass es

um Prozesse geht, die zu unterstützen und zu gestalten sind. Eine offene Herausforderung bildet die Frage nach der strukturellen Absicherung des prozesshaften Zugriffs. Die damit verbundenen Aspekte kulminieren in der Frage, wie jenseits einer verlässlichen Bezahlung (und damit eben auch jenseits von Kirchenmitgliedschaft und Kirchensteuer) religiöse und lebensweltliche Neuorientierungen begleitet (und auch bezahlt) werden können. Bisher ist nur klar, dass frühere Selbstverständlichkeiten nicht mehr selbstverständlich sind. Wenn es gelänge, alternative oder zumindest in stärkerem Maße ergänzende Finanzierungsmöglichkeiten zu finden, würde das einen immensen Schub bedeuten. Dann könnte viel von dem, was bisher bereits gedacht, erprobt und gestaltet wird, neue Kraft gewinnen.

Anmerkungen:

¹ *Nachträgliche Verschriftlichung einiger Aspekte meines Tagungskommentars am Ende der Fachkonsultation »Familie leben« am 25.9.19 in Berlin-Schwanenwerder.*

² *Was brauchen Familien heute? Wie können sie den veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gerecht werden? Wie kann die Kirche mit ihrer Diakonie und ihren Bildungseinrichtungen Familien dabei unterstützen, den Spagat zwischen Erwerbsleben und familialen Herausforderungen, zwischen Gestaltung der Partnerschaft und Bildung/Erziehung der Kinder, zwischen Funktionieren und Sehnsucht, täglich neu zu meistern? Wie können Kirche und Diakonie Familien als Akteure noch besser begleiten und ermutigen?*

